Manfred Bierwisch

Rituale in der Forschung?

Nur wer vieles übersieht, kann manches sehen.
Hans Magnus Enzensberger, *Minimalprogramm*

Im Ernst: Wissenschaft und Rituale? Das passt zusammen wie Segelflug und Hammelbraten, nämlich überhaupt nicht: Rationalität, Einsicht, Argumente und Veränderung auf der einen Seite, Gewohntes, Vertrautheit, reine Wiederholung und Bekräftigung statt Begründung auf der anderen. Wissenschaft beruht auf Vernunft und Erfahrung, sucht nach Gründen und Erkenntnis, ist nicht möglich ohne neue, ungewohnte Gedanken, die das Vertraute verändern und womöglich umstürzen. Rituale verlangen und erzeugen Verlässlichkeit, beruhen auf der Wiederkehr des Gleichen, bekräftigen das Bestehende, erzeugen und verlassen sich auf emotionale Vertrautheit. Die Wissenschaft ist skeptisch, stellt infrage, Rituale demonstrieren die Gewissheit des Bestehenden.

Die Gegensätzlichkeit lässt sich mühelos weiter konturieren und auf Begriffe bringen. Es geht um Innovation gegenüber Repetition, um Rationalität gegenüber Emotion und Affekt, um Argumente gegenüber Affirmation, um Probieren gegenüber Bewahren. Die Unvereinbarkeit ist offenbar ziemlich vollständig, eine Verbindung von Wissenschaft und Ritual demnach eine Verlegenheit oder ein Missverständnis, das bestenfalls keine Rolle spielt.

Oder doch nicht? Womöglich sind die Sphären in Wahrheit gar nicht so getrennt voneinander. Hat Wissenschaft doch etwas mit Ritualen zu tun, und wieso? Sind Rituale womöglich nicht einfach unvernünftig? Überlegungen dieser Art hängen nicht zuletzt davon ab, wie die beiden Bereiche verstanden und abgegrenzt werden, wie man sie inhaltlich deutet und in welchen Zusammenhängen man sich ihnen nähert. Natürlich sind das Menschheitsfragen, die hier nur mit einigen Strichen zu umreißen sind.

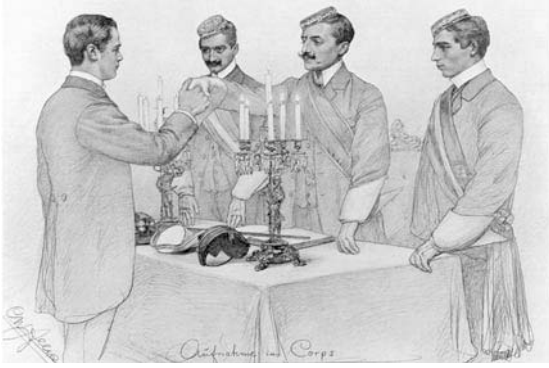
Rituale

Was mit dem Wort ›Ritual‹ gemeint ist, reicht mindestens so weit in die Kulturgeschichte zurück wie die Anfänge der Wissenschaft – vermutlich ist es der ursprünglichere Bereich menschlicher Verhaltensformen. Aus gegenwärtiger Sicht stellt sich der Kernbestand zunächst als schriftlich fixierte (römisch-katholische) Liturgie dar und wird im weiteren Sinn dann verstanden als Gesamtheit festgelegter Bräuche, als Kultordnung und allgemein als genormte, typisierte Verhaltensform, als ritueller Ablauf einer Handlung.

Worauf es dabei ankommt, wird im Lexikon charakterisiert als ausdrucksvolle und standardisierte, individuelle oder kollektive Verhaltensweise, die traditionsbestimmt ist und sich in der Regel ohne bewusst gemachten Zweckbezug vollzieht. Rituale werden ausgelöst durch bestimmte Grundereignisse als Reaktion der Handelnden, und sie dienen vielfach und auf unterschiedliche Weise der Verhaltensstabilisierung.

Das durchaus interdisziplinäre Interesse, das dieser Bereich zunehmend findet, hat deutliche und auch kontroverse Charakterisierungen hervorgebracht. Der Ethnologe William Sax stellt fest, dass Rituale sehr sinnliche Prozesse sind, dass der Körper im Mittelpunkt steht, der denkende Körper, der verkörperte Gedanke. Die Neurowissenschaftlerin Hannah Monyer bekräftigt: Der Zusammenhang zwischen Körpererfahrung und Erinnerung scheint für Rituale eine wichtige Rolle zu spielen. Entsprechend konstatiert der Sozialanthropologe Whitehouse, dass Rituale kein unnötiger Wurmfortsatz der Evolution sind, sondern einer der stärksten Motoren für die soziokulturelle Evolution des Menschen.

Das alles im Einzelnen darzustellen und zu begründen, also Rituale zum Thema und Gegenstand zu machen, wäre ein eigenes, facettenreiches Vorhaben. Hier aber geht es um das Ritual als Partner oder Teil der Wissen-



schaft, und da geben die angeführten Bemerkungen sehr provisorisch drei Dinge zu bedenken.

Erstens gilt uneingeschränkt das eingangs Vermerkte: Rituale sind stereotype Handlungsmuster. Sie lassen Veränderung nur als Variation des jeweiligen Grundmusters zu, ihr Grundzug ist Wiederholung, also Wiederkehr des Gleichen.

Die aber ist, zweitens, auf inhärente Weise individuell und gesellschaftlich mit der Bildung und Nutzung von Gedächtnis verbunden, ohne die kein geordnetes Verhalten, insbesondere auch keine Wissenschaft möglich wäre.

Und drittens werden Rituale in Anspruch genommen als wichtiges Movens der soziokulturellen Evolution, zu der die Wissenschaft ohne Frage gehört. Zu klären ist hier, was genau unter soziokultureller Evolution zu verstehen ist, welche Rolle Rituale dabei spielen und wie das insbesondere für die Wissenschaft gilt.

Offensichtlich ist immerhin, dass Rituale, wenn der Bezug auf sie hier sinnvoll sein soll, in einem hinreichend abstrakten Sinn verstanden werden müssen, bei dem die erwähnte Körperlichkeit allenfalls die Herkunft, aber nicht den Charakter bestimmen kann, und auch die Bindung an Kultus und Liturgie kann nur in metaphorischem Sinn gelten. Aber es bleibt, wie gleich zu bedenken sein wird, ein beträchtliches Spektrum von Faktoren, die in Erwägung zu ziehen sind, und mehr als das.

Wissenschaft, Forschung, Theorie und Methode

Der Versuch, zu skizzieren, was Wissenschaft ist, wäre lächerlich angesichts des Gebirges von Literatur zu diesem Thema und der fundamentalen Bedeutung der darin verhandelten Fragen, zumal in Ansehung der Heterogenität von Positionen und Gegenständen. Immerhin dürfte für alle Bereiche, die hier in Betracht kommen, und für alle Gegenstände und Positionen gelten, dass sie sich der Rationalität und der Argumentation verpflichtet wissen. In diesem sehr weiten Sinn scheint es vernünftig, die folgenden Aspekte zu unterscheiden:

Als Erstes soll Wissenschaft, unabhängig davon, wie sie institutionalisiert ist, wie sie betrieben, organisiert und vertreten wird, als eine Lebensform, als eine Sphäre von Aktivitäten gelten. Der zunächst sehr lose Zusammenhang ergibt sich aus dem Motiv des Erkenntnisinteresses – ein Motiv, für das es keine vorweg bestimmte Art der Verwirklichung und auch keine bestimmte Form des Ergebnisses gibt. Wohl aber kann man zweitens das, was in mehr oder weniger direkter Befolgung dieses Interesses geschieht, ganz allgemein als Forschung verstehen. Das heißt dann, dass Wissenschaft der Bereich und der Rahmen ist, in dem Forschung geschieht, und er umfasst Einrichtungen, Personen, Mittel und Vorgänge, die bei der Erkenntnisgewinnung im Spiele sind. Das Ergebnis der Forschung ist dann Wissen, Erkenntnis, im strengsten, idealen Fall die Theorie, auf die das Erkenntnisinteresse gerichtet ist.

Weiter sind nun Erkenntnisse und Theorien zu unterscheiden von den Methoden oder Verfahren, denen sie sich verdanken. Dass Erkenntnisse je nach dem Bereich, auf den sie sich beziehen, durch jeweils spezifische Methoden gewonnen, verifiziert oder auch widerlegt werden, ist nur scheinbar selbstverständlich; tatsächlich sind die Diskussionen um deren Rolle und Stellenwert, um die Abhängigkeit der Erkenntnisse und Theorien vom Charakter der Methoden ein immer gewichtigerer Teil der Wissenschaft. Die Verfahren der Forschung, die Art der Fakten, ihrer Gewinnung und Verknüpfung wird zunehmend selbst zu einem Moment des Erkenntnisinhalts. Verschiedene Theorien bedingen unterschiedliche Methoden. Den Grenzfall markiert die Unschärferelation der Quantentheorie, durch welche die Möglichkeit der Beobachtung von der Theorie selbst begrenzt wird. In diesem Sinn hat Carl Friedrich von Weizsäcker verlangt, die Bedingungen der Beobachtung in die Theorie selbst einzuordnen. Andere, oft heftig umstrittene Fälle der Abhängigkeit von Methode und Theorie finden sich in zahllosen Bereichen, von der Klimaforschung bis zur Ethnomethodologie.

Dieser Beziehung zwischen Methode und Resultat der Erkenntnis ist nun das Verhältnis der Forschung zu ihren Umständen an die Seite zu stellen, zu all den Faktoren, die Einfluss auf sie nehmen. Dabei geht es um die Bedingungen, die im Spiel sind, wenn Erkenntnisinteressen aufkommen und Forschungsvorhaben entstehen, wenn ihre Ziele identifiziert, die Geltung und Akzeptanz ihrer Resultate bestimmt werden, auch die Gegebenheiten, unter denen sie zustande kommen. Einen Hinweis auf die Rolle dieses diffusen, aber fundamentalen Bereichs der Wissenschaft kann man in Plancks nüchterner Einsicht erkennen, dass die Gegner einer Theorie nicht durch Argumente überzeugt werden, sondern einfach aussterben. Ein systematisches Bewusstsein von der damit angedeu-

teten Verzahnung der Forschung mit der Dynamik, mit der Auffassungen sich bilden und durchsetzen, ist durch Thomas Kuhns Einsicht in die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen entstanden. Nach dieser Auffassung führen Einsichten und Daten, die Schritt für Schritt zusammengetragen werden, nicht zur gleichmäßigen Anreicherung der Erkenntnis, sondern zur Einordnung in einen Rahmen, in ein Paradigma, das so lange gültig ist, bis es als ganzes verworfen und durch ein besseres ersetzt wird. Die Festlegung und der Wechsel von Paradigmen, etwa die Ersetzung des geozentrischen durch das heliozentrische Weltbild oder der klassischen durch die relativistische Mechanik, sind die charakteristischen und entscheidenden Formen des Erkenntnisgewinns – eben die wissenschaftlichen Revolutionen.

Unabhängig davon, wie nahe diese Vorstellung dem Charakter der Forschung kommt, macht sie jedenfalls deutlich, dass die Gewinnung von Erkenntnis außer von strikt rationalen Argumenten, die ohne Frage den Kern der Wissenschaft bilden, immer auch von ganz anderen Bedingungen abhängt: von Gewohntem, Erwartetem, von dem, was schon immer oder noch nie so gemacht wurde. In diesen Bedingungen haben Rituale einen wichtigen, ja konstitutiven Platz. Sie sind für die Forschung ein Regulativ, anders, aber doch vergleichbar der Funktion, die Methoden für die Theorie haben. So wie Erkenntnisse bedingt sind von den Methoden, durch die sie entstehen oder verworfen werden, so ist die Forschung nicht unabhängig von den Spielregeln, welche die Verständigung über sie bestimmen.

Rituale in der Forschung

Als Ritual in der Forschung kann man in diesem Rahmen sehr Verschiedenes verstehen – vom Habitus und den Umgangsformen des Personals, den Verbindlichkeiten gegenüber Partnern oder deren Tabuisierung bis zu idiosynkratischen Details der Thematik oder der Beweisführung, obligaten Termini und begrifflichen Tabus. Im Wesentlichen geht es um die Verständigungs-, Überredungs- und Widerlegungsprozeduren, um die Usancen und Affinitäten in Gruppen, Cliquen und Schulen, also die Kommunikationsmodalitäten, die festlegen, welche Themen und Thesen ernst genommen werden, welche Wendungen einer Theorie Gültigkeit erlangen, welche verworfen oder auch lächerlich gemacht werden, welche Einsichten als wichtig, welche als unerheblich oder irrig gelten. Dazu gehören Argumentationsfiguren, die Berufung auf Autoritäten oder deren ausdrückliche Zurückweisung, die Zulassung oder Ausklammerung von Fragen und vieles andere mehr, das ausdrücklich ins Spiel kommt, ebenso oft aber unbemerkt befolgt wird.

Man erwartet Subjektivismen und Meinungsbildungen dieser Art zumeist in den Geisteswissenschaften, wo Werturteile und Glaubenssätze natürlicherweise eine zentrale Rolle spielen. Aber das engt den Bereich der Rituale und ihrer Motivation unbillig ein. Man muss nicht an die Gentechnik und ihre theoretischen Grundlagen denken, um die über die rationale Argumentation hinausgehenden Faktoren auch in den Stammländern der Naturwissenschaft wahrzunehmen. Die mathematische Logik ist sicher der rationalste Wissenschaftsbereich, der sich denken lässt, Glaubenssätze haben da keinen Platz. Und doch habe ich eine kaum verhohlen emotionale Disputation über eine Dissertation erlebt, in der es um die algebraische Begründung der Mengentheorie ging. Die Sicht einer Warschauer und einer Berliner Schule trafen da aufeinander, und der Dissens über das, was neu und interessant gegenüber dem, was unwichtig und irreführend war, erwies sich als unüberbrückbar. Auch die Logik folgt Gewohnheiten und unterliegt Geschmacksfragen. Schließlich sind Mathematiker stolz darauf, dass die Eleganz eines Beweises eines ihrer höchsten Prädikate ist.

Rituale als Bedingungen, die nicht aus strikter Rationalität, sondern aus bewährter Übung und erprobten Gewohnheiten stammen, sind nicht immer eindeutig zu trennen von Überzeugungen, die die zulässigen oder gültigen Methoden der Theoriebildung betreffen, also zum strikt wissenschaftlichen Kanon gehören. Ein exemplarisches Beispiel der Grenzüberschreitung in diesem Sinn ist der sogenannte Positivismus-Streit in den Sozialwissenschaften, in dem die Kritische Theorie die Möglichkeit der wissenschaftlichen Wertneutralität bestreitet, auf welcher der Kritische Rationalismus aber als einem entscheidenden Kriterium besteht. Die Rhetorik mit all ihren Argumentationsfiguren und Formulierungskünsten ist dabei in gewissem Sinn Argument und Ritual zugleich, denn das Thema der Auseinandersetzung ist gerade eine der Wissenschaft vorausgehende Begründung des Argumentierens. Dass die Kontrahenten einander dabei an ihren Emblemen und Formulierungen fast besser als an mancher Nuance ihrer Positionen erkennen, mindert keineswegs die Seriosität der Kontroverse.

Man muss zur Einordnung dieser Dinge nicht die Debatte über das Schisma zwischen den zwei Kulturen bemühen, die C. P. Snow diagnostiziert hat, denn alle Disziplinen – und im Blick auf die jeweiligen Rituale geht es da nicht nur um zwei Kulturen – haben mehr oder weniger ausgeprägte Umgangsformen und Erkennungszeichen. Und das ist womöglich gar nicht so unbegründet.

Die verdeckte Rationalität der Rituale

Bezogen auf das bestimmende Moment der Wissenschaft – »die Dinge erkennen« – scheint zwar alles, was nicht rational begründet ist, allenfalls überflüssiges Ornament und nur dann hinnehmbar, wenn es nicht auf Abwege führt. Aber da es offenbar in der Wissenschaft so wenig vermeidbar ist wie in allen Bereichen des menschlichen Lebens, mag es sinnvoll sein, sich zu fragen, ob es einen spezifischen Bezug des Ritualen zur Forschung gibt.

Zwei Aspekte liegen nahe, der persönliche, subjektiv-emotionale und der gegenständliche, inhaltlich-rationale Aspekt. Für den ersten gilt ganz schlicht, dass Wissenschaftler von Interessen geleitet sind, auch und gerade in der Forschung, dass sie sich auf Gewohnheiten verlassen und Neigungen nachgehen wie jedermann. Ein Forscher ist kein Homunkulus, Wissenschaft kommt nicht durch Automaten zustande, sie wird von Ehrgeiz und Interesse, von Staunen und Dankbarkeit geleitet, und sie braucht Formen, in denen das zum Ausdruck kommt. Spezifischer und wichtiger noch ist der zweite Aspekt, die Rolle des Beharrens auf der inhaltlichen Erneuerung, auf der Kreativität der Erkenntnis. Innovation und Wandel ohne Konstanz und Bestandssicherung ist Beliebigkeit, Umsturz ohne Kontinuität wird unverbindlich und unfruchtbar. Vom Revolutionär Werner Heisenberg stammt die Einsicht, dass Wissenschaftler im Grunde sehr konservative Menschen sind, die nur dann an ihren Theorien etwas ändern, wenn es nicht zu vermeiden ist. Und in Kuhns Konzept von der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen wird die jeweils abgelöste Etappe nicht spurlos durch das neue Paradigma verdrängt. Vielmehr liegen zwischen den Revolutionen notwendig auch die Perioden kumulativer, normaler Wissenschaft, in denen der Status quo gültig ist, in dem sich das herausschält, was den Bruch nötig und möglich macht.

Und damit endet man bei der nicht so überraschenden, aber entscheidenden Weisheit, dass es allemal auf die Balance ankommt zwischen Vorsicht und Kühnheit, zwischen Konstanz und Umsturz, zwischen Beharrung und Veränderung, Ritual und Vernunft.